

eignet. Das gilt umso mehr, als A. immer wieder generalisierende Thesen über „die“ Juden und speziell über „die“ jüdische Identität im Nachkriegspolen aufstellt. Dabei präzisiert sie bedauerlicherweise weder, was sie eigentlich unter Identität versteht, noch, dass es sich bei ihrer Untersuchung um ein subjektives, (re)konstruiertes Identitätsempfinden handelt, das u.a. auf 39 Interviews mit Kindern und Enkelkindern der ehemaligen Hausbewohner beruht. Obwohl A. auf vier verschiedene Quellenarten (klassische Schriftdokumente, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie verschiedene Egodokumente) zurückgreift, finden sich in der Einführung weder weiterführende Informationen oder eine Kritik zu Forschungsstand und Quellenlage noch Überlegungen zur Methodik etwa der Oral History.

Was die Identität selbst angeht, so entsteht der Eindruck, dass es im Nachkriegspolen nur zwei Sorten von Juden gab: einerseits die Religiösen, andererseits die zu ihnen in klarem Widerspruch stehenden begeisterten Kommunisten. Alle anderen, die weder religiös noch politisch engagiert waren, werden in A.s Buch einfach ausgeklammert.

In dieser ganz und gar modernen, westeuropäischen Perspektive blendet die in Australien lehrende A. die Grauzone der Menschen aus, die aus verschiedenen Gründen – und zwar nicht nur aus Angst vor dem Nachkriegsantisemitismus – mit ihrer jüdischen Identität nicht an die Öffentlichkeit gingen. Auch die Feststellung der Autorin „The study’s focus on Warsaw is intentional. Distance from Jewish identity was more dominant in Warsaw than elsewhere in Poland, and communism played a greater role for its postwar Jewish population, since the capital attracted politically involved individuals more so than other parts of Poland“ (S. 13) scheint fragwürdig. Diejenigen polnischen Juden, die den Krieg auf dem Lande überlebten und nach 1945 nicht in die Großstädte zogen, hatten viel geringere Möglichkeiten, ihre jüdische Identität zu entfalten, als die Juden in den Städten. Vielleicht hängt dieses Manko damit zusammen, dass die Monografie nur 229 Seiten inklusive magerer sieben Seiten Literaturangaben zählt. Ein anderer Grund für diese begrenzte Sichtweise könnte darin liegen, dass A. einer Schwarz-Weiß-Sicht anhängt, nach der alle Kommunisten ungeachtet ihrer Abstammung „böse“ – und vielleicht deshalb so interessant – waren. Demgegenüber entgeht ihr die bereits vor dem Krieg in Osteuropa geläufige Auffassung von Juden als Nation, die sich nicht unbedingt als Glaubensgemeinschaft definierten. Ihr entgeht auch, dass angesichts der schwierigen sozial-politischen Lage nach 1945 viele polnische Juden freiwillig die Assimilation wählten, um in religiöser oder nationaler Hinsicht nicht mehr als Fremde zu gelten.

Zum Schluss steht ein sehr persönlicher, „angelsächsischer“ Epilog, in dem A. von ihren Erlebnissen und Wahrnehmungen über die Juden in Polen im 21. Jh. berichtet und zugleich schildert, was ihr diese Arbeit bedeutet. Eine wissenschaftliche Zusammenfassung und weiterführende Reflexionen fehlen. Am Ende bleiben faszinierende Geschichten mehrerer jüdischer Familien in Warschau – und viele offene Fragen. So ist diese Monografie zweifelsohne ein lesenswertes Sachbuch – aber eben mit Schwächen.

Berlin

Marta Ansilewska

Izabela A. Dahl: Ausschluss und Zugehörigkeit. Polnische jüdische Zwangsmigration in Schweden nach dem Zweiten Weltkrieg. Metropol. Berlin 2013. 408 S. ISBN 978-3-86331-108-7. (€ 29,90.)

Izabela A. Dahl fokussiert Prozesse von Ausschluss und Zugehörigkeit und hebt zugleich hervor, dass es um die „Herausforderung einer Identitätsstudie“ über polnische jüdische Zwangsmigrant/inn/en in Schweden gehe. Dieses mehrfache Erkenntnisinteresse, das neben Ausschluss und Zugehörigkeit den Begriff der Identität hervorhebt, erscheint aus der Rezensionperspektive der vergleichenden sozial- und kulturalanthropologischen Migrationsforschung zunächst unnötig: Ein klarer Fokus auf Ausschluss und Zugehörigkeit würde ausreichen, um Zugehörigkeitsorientierungen oder -verortungen der Migrant/inn/en in ihrer Komplexität adäquat zu beschreiben. Im Verlauf der Arbeit wird jedoch deutlich, dass insbesondere die Frage nach Verbindungen zum Herkunftsland Polen sowie

nach Identifikationsmodi mit einem (Schwedisch-, Jüdisch- und) Polnisch-Sein einen relevanten Anteil am Erkenntnisinteresse ausmacht. Anders formuliert: Gerade durch die reflektierte Auseinandersetzung mit dem „Polnischen“ innerhalb der „polnischen jüdischen Zwangsmigration“ gelingt es D., einen Analyseweg zu beschreiten, der ein Forschungsdesiderat aufzeigt und zu dessen Beseitigung beiträgt.

D. widmet das erste Kapitel der methodischen Vorgehensweise und fokussiert dabei auf den umstrittenen Begriff der Identität. Deutlich wird der überzeugte Anschluss an nicht-essentialisierende, die Veränderlichkeit betonende, konstruktivistische Ansätze von Identität. Die gewählte methodische Vorgehensweise ist insofern anspruchsvoll, als dass sie eine Vielfalt empirischen Materials auf der Ebene von „Wirkungsgeschichte“, die sich in mehrere Diskursebenen untergliedert, sowie auf „personal-kultureller Ebene“ zu bearbeiten beabsichtigt (vgl. die Übersicht auf S. 44 f.). Den eigenständig durchgeführten Interviews weist D. folgerichtig eine „doppelte Rolle“ zu (S. 47): Einerseits bilden sie einen inhaltlichen Teilbereich des Gesamtdiskurses ab, andererseits liefern sie Orientierungslinien bei der Analyse des heterogenen schriftlichen Materials.

Im zweiten Kapitel „Konstruktion von Zugehörigkeit und Ausschluss“ präsentiert D. den auf der Diskussion um Methode und Identität aufbauenden theoretischen und empirischen Forschungsstand. Theoretisch mitunter zentral erscheint die Rezeption des instrumentalistischen Ansatzes von Ethnizität nach Fredrik Barth, demzufolge Ethnizität durch soziale Grenzziehungsprozesse erfolgt. D. weist allerdings auch kritisch darauf hin, dass der Instrumentalismus überstrapaziert werden könne: „Ein Problem des Instrumentalismus ist, dass Ethnizität, oder genauer gesagt ethnische Aktivierung, als Symptom für andere gesellschaftliche Phänomene oder als ‚Mittel zum Zweck‘, das der politischen Mobilisierung dient, gesehen wird“ (S. 85).

Hinsichtlich des empirischen Forschungsstandes ist interessant, dass Erkenntnisse über die staatliche Diskriminierung im 19. Jh. gegenüber ostjüdischen Immigrant/inn/en in Schweden vorliegen (dieses Thema erforscht der Historiker Carl Henrik Carlsson an der Universität Uppsala), während für „die Zeit nach 1920 und gerade nach dem Zweiten Weltkrieg keine vergleichbare Studie“ verfasst wurde (S. 80 f.). Es ist ein Gewinn, dass hier nun national spezifische Forschungsinteressen und Desiderate bearbeitet werden, und zwar in Bezug auf jüdische Migrant/inn/en sowohl in Schweden als auch in Polen. So merkt D. an, dass sie die Kategorisierung von „jüdischen Jüdinnen bzw. Juden“ und „nicht-jüdischen Jüdinnen bzw. Juden“ exklusiv im polnischen Forschungskontext vorgefunden habe, nicht aber in anderen Sprachen (S. 119). Die Formulierung „My Żydzi Polscy“ („Wir polnischen Juden“, um 1943, S. 121) des Dichters Julian Tuwim findet ihren Widerhall innerhalb der polnischen Forschungslandschaft und wird von D. auch als Formulierung bzw. in den Verweisen ihrer Interviewpartner/innen wiedererkannt.

Dieser Hintergrund verdeutlicht, wie herausfordernd und in der Forschung an ihrem Anfang stehend ein umfassender Blick auf die Zusammenhänge jüdischer, polnischer und schwedischer Identifikationen ist. D. verweist in ihrer Einleitung auf den Aktualitätsbezug dieser komplexen Mehrfach-Identifikationen: Lena Einhorn veröffentlichte ein Buch¹ über ihre Mutter Nina Einhorn, eine Überlebende des Warschauer Ghettos, die nach Schweden migrierte. Dieses Buch sorgte in Schweden nach seiner Verfilmung 2005 für öffentliche Debatten, bei denen auch die Virulenz des Antisemitismus in der schwedischen Gesellschaft der Gegenwart herausgestellt wurde.

D.s Studie macht deutlich: Antisemitismus, bezogen auf das Thema der besprochenen Studie, kann und sollte sowohl in seiner historischen Aufarbeitung als auch gegenwartsbezogen, mit dem parallelen Blick auf die Kontexte zweier Nationalstaaten, die durch Migra-

¹ LENA EINHORN: Ninas Reise. Wie meine Mutter dem Warschauer Ghetto entkam, München 2006.

tionen – wenn auch kaum sichtbar, aber doch komplex – miteinander verwoben sind, tiefgründig erforscht werden. Dies gilt ebenso für die weitere Erforschung zunehmender öffentlicher Thematisierungen von jüdischen Identifikationen, Traditionen und religiösem Leben.

D. wertet das vorliegende Wissen zum Antisemitismus im Nachkriegspolen kritisch aus: Anhand diskursanalytischer Erkenntnisse sowie der Narrationen ihrer Interviewpartner/innen lassen sich entsprechende Ausschlussdynamiken, die die Ausreise aus Polen begleiteten bzw. verursachten, differenziert nachvollziehen. Es ist ganz richtig, hier von Zwangsmigrationen zu sprechen, und sehr aufschlussreich, in den Schilderungen nachzuvollziehen, welche Möglichkeiten sich eröffneten und welche Erschwernisse sich zeigten, um das Migrationsziel zu erreichen (vgl. Kap. 3 und 4). Den Kontext der Ankunft in Schweden bildeten heterogene – polnische und schwedische – institutionelle und mediale Steuerungsinstanzen, mit denen die Zwangsmigrant/inn/en konfrontiert waren. Gerade die Aufnahme von Überlebenden des Holocaust in der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde von Seiten der schwedischen Institutionen als Belastung gewertet. Sie war vorurteilsbelastet und nicht auf Dauerhaftigkeit angelegt; zudem waren Frauen gegenüber Männern bei Einstiegspfad in die Arbeitswelt schlechter gestellt, wie D. intersektional analysierend herausstellt.

D. stellt zwei Hochphasen der Zwangsmigration und damit auch zwei zeitliche Kontexte nebeneinander, nämlich die frühe Nachkriegszeit 1945/46 und die Zeit des Kalten Krieges 1968-1972. Mit diesem Analysefokus ist es möglich, Kontinuitäten von Ausschluss- und Zugehörigkeitspraxen aufzudecken. Es wird so zudem deutlich, welche Rolle die bilateralen Beziehungen zwischen Polen und Schweden beim Verlauf der Migrationen spielten. Schweden – hier weist D. auf lohnende Anschlussforschungen hin – verhielt sich im Kalten Krieg blockneutral und verfügte damit anscheinend über spezifische Möglichkeiten, humanitäre Hilfe zu leisten. Folgt man den institutionellen Wegen von Ausreise und Einreise sowie den Prozessen der Aufnahme in der schwedischen Gesellschaft – auch den institutionellen Ausdrücken von Zugehörigkeit beziehungsweise Nicht-Zugehörigkeit von Seiten der polnischen Gesellschaft –, wird sichtbar, wie antisemitische Äußerungen in den Nachkriegsgesellschaften im Alltag auftraten und sich perpetuierten.

Die Studie zeigt insgesamt sehr eindrucksvoll, wie unverzichtbar es ist, die Herkunftsorte von Zwangsmigrant/inn/en genauso in den Blick zu nehmen wie ihre Ankunftsorte sowie die durch fortlaufende Migrationen bedingten sozialräumlichen Verknüpfungen. Auch auf methodologischer Ebene sind Spezifiken, die auf ebendiese Verknüpfungen zurückgeführt werden können, von hoher Relevanz. So haben die Narrationen der Überlebenden, die von der Łakociński-Stiftung in Schweden zeitnah gesammelt wurden, die Frage der ethnisch lesbaren Zusammensetzung der Interviewenden vernachlässigt (vgl. S. 309 ff.). D. selbst schildert richtungweisend selbstreflexiv, wie Zuschreibungen zu ihrer Herkunft in Interviewsituationen eine Rolle gespielt haben (vgl. S. 358).

Im Ergebnis wird nachvollziehbar, weshalb jüdische Migration im kollektiven Gedächtnis nicht erinnert wird: Die „Akteur_innen dieser Migration (befinden) sich außerhalb des territorialen und mentalen Raums, in dem ihre Stimmen gehört werden“ (S. 13). D. differenziert und betont diesen Befund der Abwesenheit von Erinnerungen an konkrete Migrationserfahrungen im kollektiven Gedächtnis abschließend anhand ihres „(un)möglichen Vergleichs“ beider zeitlicher Kontexte (5. Kap.): Die Integration der Zwangsmigrant/inn/en in Schweden erscheint lediglich instabil oder schwach als „polnisch-jüdisch-schwedisches Triangelverhältnis“ (S. 363) – die Narrationen der Zwangsmigrant/inn/en bildeten eine viel größere „Diversität der Identitätskonstruktionen“ ab (S. 363). Die Feststellung, dass Zusammengehörigkeitsgefühle unter polnischen jüdischen Zwangsmigrant/inn/en vorhanden seien, wird differenziert durch die Erkenntnis, dass eine Selbstidentifikation als (polnisch-schwedische/r) Jüdin bzw. Jude nicht ausreichte, um dauerhafte soziale Netzwerke zu knüpfen.

Die Vf. kommt zu diesem Ergebnis durch das Aufdecken von Intersektionen von Ethnizität, Antisemitismus, Klasse und Geschlecht. Sie liefert so gute Gründe dafür, bestehende postkoloniale Forschungsansätze entschieden auf den Kontext Nachkriegseuropas anzuwenden und zu erweitern. Jedenfalls schließt die Studie näher an der postkolonialen als an der, wie D. vorschlägt, profeministischen Forschung an (vgl. S. 91).

Das transnationale, breit gefächerte und detailstarke Kontextwissen der Vf. sowie die wertvollen lebensgeschichtlichen Narrationen der Zwangsmigrant/inn/en lassen Folgepublikationen wünschen. Interessant wäre herauszustellen, *wie* Zusammengehörigkeitsgefühle der Zwangsmigrant/inn/en ausgelebt werden – wo und wie bei den erfahrenen, mitunter extremen Ausschlussdynamiken Werte der Zugehörigkeit gefunden, aufgebaut, stilisiert und ggf. öffentlich (mit)geteilt werden. Die Konstruktion einer Identität und damit auch ihrer Stabilität steht als Teil der Erkenntnisfolie, sofern sie kritisch und selbstreflexiv begleitet wird, in einem gut vertretbaren und erkenntnisgenerierenden Licht.

Berlin – Frankfurt (Oder)

Katharina Blumberg-Stankiewicz

David G. Tompkins: Composing the Party Line. Music and Politics in Early Cold War. Poland and East Germany. Purdue Univ. Press. West Lafayette, Indiana 2013. VII, 300 S. ISBN 978-1-557-53647-1. (\$ 39,95.)

Dass die Künste, und also auch die Musik, im Denken staatssozialistischer Ideologen eine wichtige Rolle spielten, ist bekannt. Weit weniger bekannt ist jedoch, wie diese wichtige Rolle im Detail aussah. David G. Tompkins hat sich die Aufgabe gestellt, diese Rolle in einer vergleichenden Studie am Beispiel der Situation in der Volksrepublik (VR) Polen und der DDR im Zeitraum nach dem Krieg bis etwa zur Mitte der 1950er Jahre hinein darzustellen.

Dabei kann man ihm weder mangelnde Kenntnis der Forschungsliteratur noch Lücken im Archivstudium vorwerfen. Im Gegenteil: Akribisch belegt er jedes von ihm angeführte Detail und zeichnet den Gang der zahlreichen Besprechungen, die Inhalte der immer wieder erneuerten und veränderten Positionspapiere, die Konferenzen in Partei- und Komponistengremien in allen Einzelheiten nach. Dadurch kann der Autor einige gern gehegte Mythen zu Fall bringen, so etwa die Selbstaussage Witold Lutosławskis, einer der bedeutendsten Figuren der Neuen Polnischen Musik nach 1945, er habe nie in irgendeiner Form Kompromisse eingehen müssen. Vielmehr zeigt T. auf, welche Möglichkeiten Komponisten angesichts der weitgehenden Kontrolle des Musiklebens durch die Partei tatsächlich hatten – aber auch, wie sie sich arrangierten. Das ist gerade im Falle Polens sehr lehrreich, denn bis heute wird hier gerne das Bild einer Komponistengeneration und eines musikalischen Aufbruchs gezeichnet, die sich gleichsam aus dem Nichts wie Phoenix aus der Asche gegen Ende der 1950er Jahre zu lichten Höhen aufschwangen, ohne dass die Frage berührt wird, wie dieses Nichts tatsächlich aussah.

In der Detailfülle und der akribischen Nachzeichnung der Aushandlungsprozesse liegen die Stärke und der Wert der Arbeit. Der Autor betrachtet sein Thema unter fünf Gesichtspunkten, denen er jeweils ein Kapitel widmet. Eingangs beschäftigt er sich mit grundlegenden ästhetischen Fragen, d.h. vor allem mit der Behandlung der Vorgaben des Sozialistischen Realismus als verbindlich anzuwendender Stilrichtung und dem Umgang damit in den beiden Ländern. Es folgt ein Kapitel über die Komponistenverbände in beiden Staaten, die den zentralen Ort dieser musikästhetischen Diskurse und auch die Schaltstelle zwischen den Komponisten und den Machthabern bildeten. Das dritte Kapitel widmet sich den Auftragskompositionen, die im staatlich geförderten Musikleben der staatssozialistischen Gesellschaften eine zentrale Lenkungsfunction innehatten. Im vierten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit Musikfestivals in ihrer Funktion als Orte sozialistischer Musikpädagogik der Massen, sodann im letzten Kapitel mit dem Konzertwesen. Einige der Texte in diesem Buch wurden bereits an anderer Stelle veröffentlicht, dennoch ist es T. gelungen, eine in sich schlüssige und kontingente Argumentation herzustellen.